

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 217.

Samstag, 16. September.

1916.

(37. Fortsetzung.)

Grau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Deeser.

(Nachdruck verboten.)

Der Vater hatte Fee an die Hand genommen, er war aschfahl und zitterte. Mechanisch schritten sie beide der Mutter nach und stiegen hinter ihr in den Wagen. „Fahr zu, so schnell du kannst, — nach dem Vorwerk!“

Die Pferde jagten dahin. Keiner sprach ein Wort. Fritz Nidel hielt die Hand seines Minchens. Die sah starr und tränenlos vor sich hin. Sie fühlte nicht die Verührung ihres Mannes, sie war ganz allein. Ganz allein fuhr sie, um ihren toten Sohn, ihr Liebeskind, zu sehen. Über das „Warum“ dieser entsetzlichen Nachricht dachte sie nicht nach. Ihre Gedanken gingen in die Vergangenheit zurück, in die erste Zeit ihrer Ehe, zu Eugens Geburt, zu den Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt, — keine hatte er erfüllt, keine. Und sie waren auch alle nebensächlich vor dem schneidenden Schmerz, den er ihr heute antat.

Keiner sprach ein Wort, lautlos ging die schnelle Fahrt weiter. Auf dem Hof des Vorwerks standen die Leute zusammen, schrien und weinten und verstummten, als der Wagen hielt und die Herrschaften ausstiegen.

Fritz Nidel betrat heute zum ersten Male das Haus, in dem sein Sohn sein Heim gegründet, betrat es zum ersten Male, um darin den Toten zu grüßen.

Der saß an seinem Schreibtisch, unverändert, so wie ihn der Kämmerer, als er zur gewohnten Abendbesprechung eintrat, gefunden hatte. Den Kopf etwas zur Seite geneigt, wie es immer seine Art gewesen, das Gesicht still und ernst, mit einem unsäglich bitteren Zug um den Mund, in der herabhängenden Rechten den Revolver. Auf dem Schreibtisch vor ihm lag seine rote Studentenmütze. Die linke Hand hatte in sie hineingegriffen mit der letzten Kraft ihrer Finger. Nun ruhten die weiß und starr auf ihr, als wiesen sie noch im Tode auf diese erste zerbrochene Sehnsucht seines Lebens, der jetzt die zweite, die viel tiefere, leidenschaftlichere gefolgt war, die, unter deren Zerstörung er selbst zerbrach.

Frau Minchen sank neben dem stillen Schläfer in die Knie. Sie weinte nicht und schrie nicht, sie wimmerte nur leise vor sich hin, so trostlos und klagend wie ein todwundes Tier. In ihre stumme, im Leben so wenig werktätig aufgetretene Mutterliebe klang todes-
traurig durch dieses leise, herzerreißende Wimmern. Es war ja doch ihr Liebeskind, ihr Herzblatt gewesen, wenn sie es auch nicht hatte zeigen können, vielleicht nicht einmal selbst die Stärke und Tiefe ihrer Mutterliebe vorher voll erkannt hatte. Nun, im Schmiede-
feuer des Schmerzes, leuchtete sie in voller Glut auf, nun brannte und verzehrte sie. Ihr Sohn, ihr Eugen, dem sie nie, nie mehr sagen und beweisen konnte, wie sehr sie ihn geliebt hatte.

Und in den beiden, die daneben standen, nagte und brannte dasselbe trostlose Gefühl, nie mehr gut machen zu können, was sie versäumt, nie mehr beweisen können, daß sie liebten. In jene tiefe, hoffnungslose Reue, die fast an jedem Totenbett die Herzen der Sinterbleibenden zerreißt, fraß hier tiefer, härter und ver-

zweifelter als bei anderen, denn hier lagen wirklich Versäumnisse vor, hier war einer geflohen vor der Lieblosigkeit des Lebens, in dem Gefühl, diesem allein und hilflos ausgeliefert zu sein und keine Hand zu finden, die sich ihm herzlich entgegenstreckte, kein Herz zu wissen, dem er vertrauen konnte.

Es rüttelte und riß an Fritz Nidel. Mit zermalmender Schwere fiel es auf ihn herab. Sein Sohn war freiwillig aus dem Leben gegangen in unbeschreiblich hoffnungsloser Not, und er, der Vater, hatte nichts davon gesehen, nichts davon gewußt, sich nicht gekümmert und nicht bemüht um das Fühlen, Tun und Lassen dessen, der ihm dieses Leben verdankte, für dessen Tun und Lassen er verantwortlich blieb, so lange seine Augen offen standen.

Furchtbar brach das Gericht über ihn herein, furchtbar hielt er selbst über sich Gericht, während er tränenlos und stumm neben dem bleichen Schläfer stand und auf die rote Kappe und die kalten, weißen Finger blickte. Sein ganzes Leben und Eugens Leben zog in Blitzen schnelle an seinem Geist vorüber. So viel verfehlt und verlesen, Strenge und Nachsicht, beides am unrechten Platz und zur unrechten Zeit. Niemals, wenn es not tat, hatte er an der richtigen Stelle gestanden, nicht als Gatte, nicht als Vater. Wie ein wahnsinniger Narr und Feigling warf er die Flinte ins Korn, als das erste Ungemach sein Leben traf, als es galt, Buße zu tun für die Sünden seiner Jugend. Von sich geworfen hatte er die Last der Verantwortung, sich selbst zum Lumpen gestempelt, um ein Lump zu werden und dabei seine heiligsten Güter mit Füßen getreten und verloren, — verloren aus eigener Pflichtversäumnis.

Der tote Sohn, der nie wieder erwachen würde, weckte mit seinem verstummten Mund den in dunkler Verwirrung versunkenen, lebenden Vater, weckte ihn zu ernster Selbsterkenntnis und Selbstanklage, das schwere Leid, das ihn getroffen hatte, ganz als seine Schuld anzusehen. Unter der scharfen Geißel der Reue griff er weit über die wirklichen Grenzen seines Verschuldens hinaus, alles auf sich ladend und zerknirschend sich darunter beugend. Und dabei ging keiner seiner Gedanken hinaus über die Schwelle dieses Zimmers und die einfache Tatsache des selbstgewählten Todes. Bis zu der Frage, warum? kam er noch nicht. Davor stand der Jammer der Stunde und die Flut der Selbstanklagen, die mit zermalmender Gewalt über ihn herstürzte.

Und dazu klang das eintönige, trostlose Wimmern der armen Mutter an sein Ohr und zerriß sein Herz. Seine Frau, die so viel Kummer trug, der er so viel Kummer bereitet hatte.

Er bog sich zu ihr herunter und zog sie sanft empor. Widerstandslos ließ sie es geschehen, sah ihn mit tränenblinden Augen an und sprach leise vor sich hin: „Den Mann verloren, — den Sohn verloren, — wo bleib' ich denn? Wo bleib' ich denn?“

So erschütternd, so hoffnungslos diese wenigen,

sinnverwirrten Worte! Sie trafen sein Herz wie lauter Schwertstiche.

„Mineken, mein Mineken“, schluchzte er, sie fest an sich drückend. „Red' nicht so! Ich bin bei di, ich, dein Fritz. Wir zwei Alten steh'n zusammen, — ich werd' wieder 'n ordntlicher Mensch, — ich seh' all's ein. Mein alt's Mineken, halt dir man an mich fest, — wir tragen's zusammen!“

Fee stand still daneben. Ihr tat das Herz unbeschreiblich weh. Die armen Eltern! Sie? Ach, es war jetzt nicht Zeit, an sich zu denken und zu rechten damit, daß sie hier so allein und verlassen stand. Wenn die beiden sich nur wieder zusammensanden und sich gegenseitig stützten! Denn das Unglück war noch nicht erschöpft, noch wußten sie nicht, woher das alles kam, weshalb Eugen aus dem Leben geflohen. Eine Bitternis fehlte noch, und gerade die war es, die dem Schmerz die Weihe rauben und ihn grausam vertiefen würde.

Und gerade in diesem Moment richtete sich der Vater auf, sah suchend um sich und fragte scharf: „Rudoviska, — wo ist deine Frau?“

Fee sah, wie die Mutter von heftigem Bittern befallen wurde, wie die Augen der alten Frau sich in angstvoller Unruhe weiteten, — ahnte sie? Sie bog sich vor und nun stammelten die blassen Lippen auch: „Rudoviska, — wo?“

Fee atmete schwer, denn sagte sie leise: „Rudoviska ist fort, seit heute nachmittag, seit —“

Weiter konnte sie nicht sprechen, die Worte versagten. Da stand die Mutter vor ihr, ganz hart und spitz war ihr Gesicht und hart ihre Stimme. „Sprich schnell, — sag' die Wahrheit!“

Sie würden ja doch alles erfahren, die Späßen pfliffen es schon von den Dächern, das hatte sie aus Befehrs Reden gehört; — ob etwas früher oder später, blieb sich gleich, und besser von ihr als von Fremden. Also mutig den Kelsch leeren und das Schmachvolle, das auch sie so hart getroffen hatte, aussprechen.

Fee erzählte, und nun löste sich Frau Minchens Jammer in Worten, nun kamen zu dem Schmerz der bittere Vorwurf, daß sie des Sohnes Unglück verschuldet, indem sie, von Rudoviskas Schönheit verblendet, für seine Wahl eingetreten, daß alle Schuld und Verantwortung auf sie falle, die vom Schönheitsstempel beissen, das Unheil an ihr Haus und ihre Familie gekettet habe, daß sie die Mörderin ihres Eugens sei.

Es waren verzweifelte Stunden, die nun folgten. Aber mit Stöhnen und einem heiß aufwallenden Dankesgefühl für den Himmel, der kein Leid schickt, ohne Gnade daraus aufzuwachen zu lassen, sah Fee wie der Vater plötzlich vollkommen sich als der zeigte, der er, bis auf die letzte Zeit, sein Leben lang gewesen, der feste, ruhige und verständige Mann, das Oberhaupt des Hauses und der Familie und die Stütze seiner gebrochenen, verzweifelnden Frau, der er mit unendlicher Liebe und Geduld über ihre Selbstanklagen forthalt und, indem er von ihr Trost und Verzeihung für sich verlangte, ihr Trost, Verzeihung und Ruhe brachte. Sie hatten sich beide so viel vorzuwerfen und gegenseitig zu vergeben, daß dabei die Schuld des einen sich in der des anderen auflöste und hinschwand und zum Schicksal wurde, dem sie sich demütig beugten.

Die Trauerglocken klangen über Molitten hin. Alle Nachbarn und alten Freunde, auch solche, die sich in den letzten Zeiten vollkommen von Niedels zurückgezogen hatten, waren erschienen. Das Unglück hatte sie alle wieder hergeführt, lüdenlos schloß sich der Kreis um die schwer getroffene Familie.

An deren Spitze stand aufrecht und fest Fritz Riedel, der alte, dem jeder anmerkte, daß er wieder der alte war. Sie schüttelten ihm alle kräftig die Hand; jeder Gändedrud eine Vertrauensversicherung, ein Vergessen jener Zeit, in der ihn keiner verstanden, die sie alle als eine unbereifliche Krankheit und Sinnesverwirrung angesehen hatten.

Aber freilich, vorsichtig mußte man noch ihm gegenüber sein. Erst mußte er wieder beweisen, daß er wirk-

lich genesen, daß er der tüchtige, solide Mann von einst sei. Die Votterei hatte in seiner Familie zu stark um sich gegriffen. Ja, gerade in seiner Familie! Von der ging alles aus und es war nur so gekommen, wie man allgemein prophezeit hatte. Die Schwiegertochter —! Na ja, Art läßt nicht von Art. Jetzt, wo der Skandal und Beweis da war, wußte jeder, was an der Person und an der gesamten Freiherrlichkeit daran gewesen. Schöne Geschichten! — Der eine hatte seine Nachrichten von hier, der andere von dort. — Der arme Riedel mußte seine vornehme Verwandtschaft teuer bezahlen und wenn er darüber eine Weile den Kopf verloren und beinahe in die Spuren der Verwandtschaft getreten war, so konnte man das begreifen und verzeihen. So war ja auch nur seine Verwirrung zu erklären. Er hatte die Schwiegertochter gleich richtig erkannt und in der Verzweiflung über das Unheil, das er heraufgeschworen und dann nicht mehr aufhalten konnte, war er auf abschüssige, schlechte Wege geraten. Ja, man begriff und verzieh ihm!

Ihr, der alten Riedel auch. Sie war eine Närrin mit der schönen Nichte gewesen und mußte es nun büßen. Das fanden alle in der Ordnung, aber leid tat sie ihnen doch, die Buße war hart.

Die Schwiegertochter, — dieses vermorfene Frauenzimmer! Und sicher würde die nun auch noch Frau Gräfin. Solche Personen haben immer Glück. — „Je toller Strich, je größer Glück“ sagt das Sprichwort nicht umsonst. Der Graf hatte gleich seinen Abschied genommen. Das heißt, bekommen, denn natürlich war die ganze Geschichte durch die Dienstleute ruchbar geworden, abgesehen davon, daß das schamlose Weib sich gleich nach Königsberg geflüchtet und neben ihm im Hotel gewohnt hatte, bis er sie nach Berlin zu ihrer sauberen Mutter expedierte.

„Na, das war eine Bunde! Die älteste Schwester sollte ganz öffentlich die Geliebte eines Kommerzienrates sein, und auf die Geschichte mit Fränze, die allen sehr sonderbar und rätselhaft vorgekommen war, fielen nun auch allerlei Streiflichter. Das junge Paar sollte in Berlin ein großes Haus machen, von dem man in unterrichteten Kreisen viel, viel übles sprach. Es wurde dort gespielt, hoch gespielt und flott gelebt, und die schöne Freifrau hatte schnell allerlei gelernt, was eine elegante und galante Dame verstehen mußte.

Ja, so sagte man und jeder glaubte es, denn an der Fränze war nie viel gewesen, der hatte man immer angemerkt, woher sie stammte, daß ihre Mutter eine liederliche Dirne war. Und der Vater —! Sm, hm, — ganz aufgeklärt war das nicht, aber man würde wohl nicht fehlgehen, wenn man annahm, daß der alte Riedel alte Sünden teuer habe bezahlen müssen. Ja, ja, alles sicherte durch, auch daß Eugen ein böses Erbteil hinterlassen, Schulden, nichts als Schulden, von den kleinsten, erbärmlichsten Fickschulden an bis zu den Wechseln bei den Bucherern. Es war schon am besten, daß er sich so still aus dem Erdenstaub gemacht hatte, denn zu brauchen war er doch nie zu etwas gewesen. Das sagte besonders Paulinchen Gronert und deren Vater, die beide erklärten, daß sie damals schon in dieser Erkenntnis die übereilte Verlobung gelöst hätten, trotzdem ja freilich, wenn er in gute Hände gekommen wäre, doch noch ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm hätte werden können. Aber natürlich bei der Person, die Paulinchen gleich erkannt und verachtet hatte, war es nicht anders möglich gewesen.

Die arme Fee, die dabei auch mit ihren glänzenden Hoffnungen Schiffbruch gelitten hatte! Natürlich mußte das jeder. Zwölf Klassikervorstellungen besucht man nicht ohne Absichten und ohne daß die Leute darüber Vermutungen anstellen. (Fortsetzung folgt.)



Im selben Maß du willst empfangen, mußt du geben;
Willst du ein ganzes Herz, so gib ein ganzes Leben.

Räddert.

Zur Kriegszeit in London.

Von Karl Wichmann.

Iren und Inder.

Ich hatte unter den Iren und Indern in London viele Freunde und Bekannte. Die nachhaltigsten Eindrücke gewann ich, als ich in einer Pension in Nordwest-London mit einer ganzen Reihe von Iren und Indern zusammenwohnte, in denen ich nach und nach recht verschieden geartete und interessante Menschentypen kennen lernte. Die Verachtung des Engländer für den „Foreigner“ (Fremden), die ja gemüßsam bekannt ist, traf die Iren und Inder weit empfindlicher als z. B. die Deutschen, Belgier, Franzosen, Spanier in der großen Pension. Die Wirtin, eine hübsche, sichere Dame, sagte mir, nachdem sie mich den Iren und Indern und der ganzen übrigen Gesellschaft vorgestellt hatte und wir allein waren: „Sie sehen, wir sind hier eine ganz kosmopolitische Gemeinde. Sie werden sich bald wie zu Hause fühlen. Alles nette, gesellige Leute, die aus den verschiedensten Winkeln und Ecken der Erde in unserem dear old London zusammengekommen sind. Ich bin auch mit allen recht zufrieden. Nur diese Iren und Inder bringen oft einen seltsamen schrillen Miston in unsere Heiterkeit und gute Laune. Aufrichtig gestanden: ich traue ihnen nicht. Ich kenne keinen einzigen Iren, der mir je die Wahrheit gesagt hätte. Und die Inder sind noch weit ärger. Sie scheinen sich stets über etwas zu mokieren. Immer tragen sie so ein höhnisches Lächeln zur Schau. Und dann ihre dunkle Farbe und die entsetzlich rollenden Augen! Kurzum: they are no gentlemen. Da sind mir wahrhaftig schon die Germanen lieber. . . Das sagen auch alle anderen Engländer in unserer Pension. Abgesehen werden Sie bald merken, wie wir uns von den Iren und Indern isolieren — und umgekehrt. Instinktive gegenseitige Abneigung. . . Nun, Sie werden ja selbst sehen. Ich bitte Sie nur, lassen Sie sich mit diesen Leuten nicht zu viel ein, sonst werden sie gleich anmaßend, ausfällig und beleidigend. Und da ich sehen kann, daß Sie, Sir, eine friedfertige Natur und ein Gentleman sind, täte es mir leid, wenn Sie um Ihre Ruhe gebracht würden.“

Doch es dauerte nicht lange, und die Iren und Inder schlossen sich mir an, ohne daß ich mich darum bemüht hätte. Die Meinung der Wirtin war allerdings richtig gewesen: sie bildeten tatsächlich einen Staat im Staate. Aber war das nicht nur zu begreiflich? Es verging fast kein Tag, keine Mahlzeit, ohne daß die Engländer in der Pension ihnen nicht ihre ausgesprochene Abneigung bekundeten. Die Engländerinnen, die mir sonst durch ihr gutes Benehmen auffielen, legten im Verkehr mit den Iren, und mehr noch — mit den Indern eine Arroganz an den Tag, die mich anfangs verblüffte. Sie zeigten den Söhnen des Fünfsüßstromlandes ihre Verachtung auf eine sehr offenkundige Art und Weise und hielten es oft nicht unter ihrer Würde, sich über die fremdartige Redeweise der Inder, ihre manchmal mangelhafte Aussprache mit den vielen Fischlaute, und besonders über ihre eigenen Bräuche und die den Briten verhassten Anschauungen ganz offen lustig zu machen und sie vor der ganzen Tischgesellschaft auszulachen. Ich fing an, zu begreifen, wie die Inder schon aus bloßer Notwehr nicht anders handeln konnten und sich mit anderen Gleichgesinnten zusammenschließen mußten!

Ich glaube, noch nicht gesagt zu haben, daß sich in der Pension 5 Iren und 3 Inder befanden, die also zusammen, wenn sie „streifen“ wollten, eine ganz stattliche Anzahl bildeten. Nach und nach begann ich zu verstehen, weshalb ihr Benehmen den Engländern gegenüber oft schneidend kalt, dann wieder höhnisch war, und weshalb sie oft in Traurigkeit versielen. Von den Iren waren es besonders zwei junge Leute, die sich mir anfreundeten und mich recht häufig zu Spaziergängen einluden. Der eine hatte prachtvolles wirres, schwarzes Haar und strahlende blaue Augen und glich der verkörpert Rebellion. Sein feistisches Temperament ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Auf den einsamen Wegen, die wir gingen, sprach er oft stundenlang erbittert von seines Landes Unterdrückung, Schmach und Leid. „So wie wir Irländer hier in der Pension von den anmaßenden Engländern behandelt werden, so geht es uns auch im großen“, klagte er immer wieder. „Unser Geld, jawohl, das können sie recht brauchen. Aber wir selbst — wir sind und bleiben nun einmal die

Barbas, die Ausgestoßenen, genau so wie die Inder. Sie sollten unser wunderschönes Land, unsere grüne Insel kennen in all ihrer Herrlichkeit. Dabei aber so ausgefogen und so unendlich arm! Wenn King George, der sich unlängst bei einem irischen Besuch über die grenzenlose Armut in Dublin entsetzte, nur Augen im Kopf hätte, müßte er gesehen haben, was sich bei uns vorbereitet.“ „Was?“ fragte ich gespannt. „Nun, Rebellion!“ rief der schwarzhaarige Kette mit den blauen strahlenden Augen, die Blitze schossen. „Rebellion, glauben Sie mir, früher oder später kommt die große Abrechnung dafür, daß man uns auch noch Home Rule vorenthält! Verlassen Sie sich darauf! Die Welt soll noch staunen, sage ich Ihnen. So können die Dinge nicht mehr weitergehen.“

Bei Ausbruch des Krieges verschwanden die Iren ganz plötzlich aus dem Boarding House, ohne Abschied, ohne mir eine Zeile zurückzulassen. Man glaubte, sie hätten sich alle anwerben lassen, worüber ich freilich lächeln mußte. Ich sah und hörte nichts mehr von ihnen. Erst nach vielen Monaten traf ich sie an einem düstern Abend im Westende. Als ich mit ihnen über den Krieg sprechen wollte, riefen sie alle wie aus einem Munde: „Nichts vom Krieg! Wir wollen nichts vom Krieg hören“, und hielten sich die Ohren zu. Dieses etwas seltsame Verfahren verwirrte mich ein wenig und ich wußte nicht recht, was ich davon denken sollte. Da nahm sich einer der fünf meiner an und sagte: „Kommen Sie jetzt auf unsere Bude in Südwest-London, und wir wollen Ihnen alles erklären. Hier auf der Straße geht das nicht.“ Und so befanden wir uns kurze Zeit darauf in einem sonderbaren, netten, ganz in Grün (der Farbe Irlands) gehaltenen Zimmer, wo ich mit den Fünfen ein einfaches Abendbrot teilen mußte. Als ich ihnen erzählte, man glaube in der Pension, sie hätten sich anwerben lassen, brachen alle fünf in ein schallendes Gelächter aus. Das löste ihnen endlich die Zunge. „Lieber Selbstmord!“ rief der Blauäugige. . . „Auf der Straße konnten wir mit Ihnen nicht reden, denn Sie wissen ja, wie gefährlich das jetzt ist. Wir haben keine Lust, jetzt schon als Hochverräter abgeurteilt zu werden. Nach außen hin müssen wir die lokalen Patrioten spielen, damit wir ungehindert an unseren Plänen weiterarbeiten können. Das ist freilich schwer, aber was tut man nicht alles für eine große und gerechte Sache!“ Damals ging ich mit der sicheren Überzeugung fort, daß früher oder später in Irland ganz Unerwartetes eintreten müßte.

Unter den Indern war es besonders ein gewisser Mr. P., der sich mir angeschlossen. Er war ein Riesentier von 6 Fuß 4 Zoll, hatte tiefdunkle, stets rollende Augen, aus denen ein unversöhnlicher Haß gegen die Unterdrücker seiner Heimat funkelte. Die Wirtin verachtete diesen Menschen und hatte doch eine geheime Angst vor ihm, wenn er sie so anfunkelte und anblinzelte. Nicht minder die übrigen Engländer im Boardinghouse. Selbstredend war Mr. P. nicht von vornherein all der Bräuche kundig, die am englischen Speisetisch geübt wurden, und anstatt ihn darüber aufzuklären, wenn sonst niemand zugegen war, macht es der Wirtin eine besondere Freude, ihn auf den leiseften Verstoß gegen die britische Etikette jedesmal in Gegenwart der anderen eindringlich aufmerksam zu machen. Dabei sicherten stets die drei Töchter der Wirtin und wechselten verständnisvolle Blicke mit den Engländern. Wenn wir dann nach dem Essen zusammen Spazierengingen, schüttete P. mir sein Herz aus, ein drohender, glühender Haß sprach aus seinen Worten: „O, diese eingebildeten Narren! Diese aufgeblasenen Hochmutsteufel, die mich wegen meiner dunklen Haut verachten! Was wissen sie eigentlich, was verstehen sie von uns? Auszugen können sie den Inder, unsere Fürsten bestechen, — aber was wissen sie von unserem Nationalcharakter und unserer Kultur? Nichts, gar nichts, trotz ihrer Annahme, weniger als sonst irgend ein Europäer. Und was wissen sie eigentlich von sich selbst, sie, die sich für die berufenen Herren und Meister der ganzen Erde halten? Plumpudding und Fußball! — Und sehen Sie sich doch ihre Frauen, diese charakterlosen „Ladies“, an! Nehmen Sie die drei Töchter unserer Wirtin, die immer mehr verblühen und recht gern noch unter die Haube lämen. Trotz aller Verachtung wären sie froh, mich einzufangen, denn mein money, das verachten sie keineswegs. Aber warten Sie nur, denen spiele ich noch einmal einen Streich, an den sie denken sollen!“

Während der Tage des Kriegsausbruchs trug P. ein äußerst zurückhaltendes Benehmen zur Schau. Kurze Zeit darnach erschien er eines Abends auf meinem Zimmer. „Ich habe fertig gepackt“, sagte er, „morgen schiffe ich mich nach Indien ein. Nach Indien!“ Er sah mich bedeutungsvoll dabei an; und nach wenigen Augenblicken stieß er zwischen den Fingern einen Fächer gegen die damierte Englishmen hervor. Dann sagte er leise: „Aber ich habe gestern doch noch meinen Triumph erlebt, einen Triumph, auf den ich schon lange warte. Es handelt sich um unsere wunderschöne Ethel (sie war die Tochter der Wirtin), die demnächst 35 Jahre alt wird. Um 9 Uhr abends, es ist bereits stockfinster, fragt mich Ethel, ob ich mit ihr auf die Dampfstraßen gehen möchte. Als Gentleman, nach englischen Kulturbegriffen, muß ich doch Ja sagen, nicht wahr? Naun sind wir aus dem Hause, da beginnt Ethel sich teilsnahmsvoll nach meinen Studien und Plänen zu erkundigen und trotz meiner abweisenden Färbung meinen Arm zu ergreifen und zärtlich zu werden, zärtlich gegen den verachteten dunkelfarbigen Parva von einem Jnder. Erst, als ich sie noch deutlich zurückwies, erwachte aufs neue ihre Verachtung, und empört rief sie aus: „Sie sind eben kein Gentleman, Sie sind eben nur ein schmutziger Jnder!“ Ich aber habe ihr meine Meinung gesagt und gelacht, daß man's über die ganze Heide vernehmen konnte. Und so werde ich wieder lachen, wenn ich in Indien zurück bin und —“. Hier brach P. ab, reichte mir die Hand, und ich habe nie wieder etwas von ihm gesehen und gehört.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Erfüllung einer Prophezeiung des Fürsten Bismarck. Am 10. Januar 1885, als es noch keine U- und Tauchboote gab, sprach Fürst Bismarck im Reichstage die von hohem Sehergeiste zeugenden Worte: „Sollte Deutschland wirklich außerstande sein, eine Seemacht zu halten, die allen übrigen Mächten, außer England und Frankreich, gegenüber die See halten kann, lehrten gegenüber sie auch halten wird nach dem Geiste, den ich in unsern Seeleuten kenne, entweder über der See oder unter der See?“ — Wie herrlich haben sich im Weltkrieg diese Worte des Unbergeßlichen nach 30 Jahren erfüllt!

Vom Leben der Schwestern an der Front. Die kurz vor dem Krieg begründete Schwesternschaft des Evangelischen Bundes, der übrigens auch die Schwester des Kapitäns und Thüringer Pfarrersohns König von U. „Deutschland“ angehört, lot in den zwei Feldzugsjahren eine überaus erfreuliche Entwicklung genommen. Die letzten „Mitteilungen für die Schwesternschaft“ berichten erneut darüber. Eine von den an der Front im Westen tätigen Schwestern hat jüngst ihre Vaterlandsiebe mit ihrem Blut besiegelt dürfen. Die wachsende Verrohung des französischen Heeres zeigt sich in wiederholten Fliegerangriffen auf Lazarette und Krankensammelstellen weit hinter der Front. „Aus jedem der letzten Briefe“, berichtet die Oberin, „war viel herauszulesen von schwerer Unruhe, aber auch von dem festen Willen zu treuem, mutigem Aushalten trotz der Gefährdung des eigenen Lebens. Viele Nächte sind unsere Schwestern dort in Frankreich nicht zur Ruhe gekommen, weil heimtückische Fliegerangriffe sie schwer bedrohten. Oft mußten sie ihr Lager verlassen und in den ihnen zugewiesenen Kellerräumen Schutz suchen. In der Nacht vom 3. zum 4. August wurde die Krankensammelstelle, in der unsere Schwester L. P. gerade die Nachtwache hatte, von feindlichen Fliegern heimgegriffen. Es muß eine furchtbare Nacht für Schwester L. gewesen sein, die gerade erst drei Wochen draußen und an das raube Kriegsleben noch wenig gewöhnt war. Wie mitten auf dem Schlachtfeld stand sie zwischen Toten und Verwundeten. . . Schwester L. selbst wurde durch einen Granatsplitter am rechten Unterschenkel verwundet.“ Die Oberin merkt noch, daß die Schwester in einigen Wochen wiederhergestellt sein wird. Dann wird sie an ihren alten Platz, den man ihr frei zu halten versprochen hat, zurückkehren. Dürfen wir nicht stolz sein auf unsere Schwestern, die in schwerer Gefahr unermüßlich ihren Liebesdienst tun und deren Tapferkeit so selbstverständlich ist wie die unserer Feldfrauen?

Constanța. Der von deutschen Seeflugzeugen mit Erfolg ausgeführte Angriff auf Constanța berührt Rumänien an seiner wichtigsten Handelsstelle, die durch die feinerzeitige Annektion der Dobrudscha erst die eigentliche Krönung ihrer Bedeutung erhielt. Denn nach der Annektion wurde die alte englische Bahnlinie Constanța-Tschernawoda von der rumänischen Regierung erworben, und hierdurch kam auch der alte rumänische Plan einer Donaubrücke zur Ausführung, die nicht, wie früher beabsichtigt, bei Sturciu nach Bulgarien, sondern bei Tschernawoda geschlagen wurde. Hierdurch war Constanța mit einer rein rumänischen ununterbrochenen Bahnzufuhr versehen und konnte mit dem alten Hafen Varna in Wettbewerb treten. Gleichzeitig baute man die Hafenanlagen modern aus, so daß Rumänien heute sowohl in bezug auf den Handel wie auf die kriegerischen Operationen zur See in Constanța seine Haupthafenanlage besitzt. Die staatlichen Verkehrseinrichtungen im Hafen von Constanța sind sehr großzügig und durchaus modern. Welchen Wert Rumänien gerade auf Constanța legte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß für die Vassin-, Lade- und Stapelanlagen bereits bis zum Jahre 1912 70 Millionen Lei ausgegeben waren, während man für ähnliche Anlagen in Galatz nur 30 Millionen aufwendete. Schon als Römerkolonie wurde der Wert von Constanța geschätzt, und in byzantinischer Zeit bis in das ausgehende Mittelalter bewahrte es seine Bedeutung, um jedoch dann bis auf 5000 Einwohner im Jahre 1879 zurückzugehen. Seit damals ist die Einwohnerzahl wieder bis auf 30 000 gestiegen. Während der Hafen 1895 noch knapp vier kleine Schiffe aufnehmen konnte, besitzt er heute 60 Hektar Baffins von 8,25 Meter mittlerer Tiefe und weitere 14 Hektar Außenhafen. 60 Kilometer Raibahnen sind vorhanden, 68 Hektar Kais bieten Raum für Zerealien und Erdöl, 24 Hektar für Stüdgüter. Da der gesamte Handelsbetrieb Rumäniens seine Hauptbasis in Constanța hat, wurde der Hafen mit elektrisch betriebenen mechanischen Ladegeräten für Getreide und Erdöl, mit Ventilations-, Reinigungs-, Mischapparaten und mit Speichern, Reservoirs sowie mechanischen Transportvorrichtungen allermoderner Konstruktion versehen. Der Handelswert des Hafens ist daran zu messen, daß der Umsatz von 72 000 Tonnen im Jahre 1879 auf 1 300 000 Tonnen im Jahre 1911/12 gestiegen ist, wovon rund 500 000 Tonnen auf Zerealien und 579 000 Tonnen auf Erdölprodukte entfallen. Auch die aus Constanța bezogenen staatlichen Einnahmen sind groß, da die Zolleinkünfte z. B. im Jahre 1913 6 Millionen Lei überstiegen. Der See-Export des wichtigsten rumänischen Produktes, nämlich des Erdöls, wurde ganz nach Constanța gelenkt, das sowohl der Handels- wie der Kriegsmarine Rumäniens fast als einziger Stützpunkt dient. Darum mögen die Explosionen der ersten deutschen Fliegerbomben in Constanța den Rumänen als ein bedrohliches Wetterleuchten erschienen sein, das dem großen Gewitter vorangeht.

Die kostbaren Pferde von Sèvres. Wie die französische Militärverwaltung das Kunststück zuwege brachte, für die Requisition von zwei gewöhnlichen Arbeitspferden die runde Summe von 20 000 Franken zu bezahlen, wird im „L'Œuvre“ erzählt. Der bekannte Porzellanfabrikant von Sèvres besaß vor dem Kriege einen Wagen mit zwei nichts weniger als ehlen Säulen, um die Lebensmittel von Paris abzuholen. Vor einiger Zeit aber kam eine Kommission zur Aushebung von Pferden auch in die Gegend von Sèvres. Trotzdem die Pferde der Porzellanfabrik nicht weniger als kräftig oder gar feurig waren, gefielen sie der Kommission und zwar so sehr, daß für jedes Pferd vom Staate 800 Franken gezahlt wurden. So weit ging alles gut. Aber die Verwaltung der Porzellanfabrik, die nun nicht mehr mußte, wie sie die Verbindung mit dem Pariser Markt herstellen sollte, erhob nunmehr Protest, und schließlich nahm sich sogar der Minister der schönen Künste, dem die Porzellanmanufaktur untersteht, der Angelegenheit an, und es wurde beschlossen, die Pferde zu ersetzen. So fuhren denn eines Tages zwei prachtvolle Automobile in Sèvres ein, die nun den früher von den Pferden geleisteten Dienst übernommen haben. Da aber jedes dieser Automobile 9000 Franken kostete und die Pferdeaushebungs-Kommission wie erwähnt 1000 Franken bezahlt hatte, mußte die französische Armee insgesamt fast 20 000 Franken ausgeben, um zwei abgenutzte Rosse an die Front bringen zu können.